
Editorial

Andrea Strübind

„Ich bin Baptist, aber ich kann es erklären!“ Dieses – christlich – abgewandelte Bonmot von Woody Allen habe ich oft zum Einstieg für Vorträge gewählt, in denen ich mich mit der Geschichte oder der Theologie der Freikirchen in Deutschland befasst habe. Wer in Deutschland nicht zu den beiden „großen Kirchen“ – der römisch-katholischen oder der evangelischen Kirche – gehört, gerät auch heute noch in Erklärungsnot. „Die beiden Kirchen“, die jeweils ein Drittel der deutschen Bevölkerung repräsentieren, dominieren in der gesellschaftlichen Öffentlichkeit und im kulturellen Gedächtnis, so dass kleinere Denominationen bzw. Minderheitskirchen sich bis heute genötigt fühlen, ihre deviante Koexistenz zu rechtfertigen. Dies gilt auch angesichts der massiven religiösen Pluralisierung, die in der deutschen Gesellschaft in den 1970er Jahren einsetzte.

Mitglied einer Freikirche zu sein bedeutet oftmals, sich erklären zu müssen, sich abzugrenzen und probate Vorbilder aus der Geschichte zu zitieren – wie etwa Martin Luther King –, um dem Vorwurf, einer Sekte anzugehören, a priori zu entkräften. Es wäre wohl längst an der Zeit, besonders in der medialen Öffentlichkeit den polemischen Begriff der „Sekte“ fallenzulassen, der Devianzen gegenüber einer religiösen Mehrheit mit Fremdheit, Fundamentalismus und Gefährlichkeit assoziiert und unweigerlich zur sozialen Diskriminierung führt. „Freikirche“ ist darüber hinaus im deutschen Kontext ein opaker Containerbegriff für alle, vorwiegend protestantischen Denominationen, die sich von den territorial und parochial verfassten Landeskirchen sowie der römisch-katholischen und den orthodoxen Kirchen unterscheiden.

Dennoch gelang es – vielleicht gerade wegen dieser Stilisierung als kirchliche Exoten – über einen langen Zeitraum hinweg, eine baptistische oder einer andere freikirchliche Identität in den betreffenden Gemeinden zu bewahren und zu kultivieren, die sich auch aus der „Leidensgeschichte“ der Entstehungszeit der Freikirchen ab den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts speiste. Die sich formierenden Freikirchen wurden von Anfang an mit staatlichen Repressionen konfrontiert, die von Vertretern der Staatskirche nicht nur gebilligt, sondern auch eingefordert wurden. Der Kampf gegen die Freikirchen war indirekt auch ein Kampf gegen die Demokratisierung der Gesellschaft und einen aufkommenden Pluralismus der Meinungen, Lebenshaltungen und religiösen Einstellungen. Das Feindbild „Freikirche“ war auch das Symptom einer Identitätskrise der Staatskirchen.

Die Liste der Leiden ist lang, und viele Familien, die auf einen längeren baptistischen Stammbaum verweisen können, bergen in ihren Erinnerungen Geschichten von Inhaftierungen, Zwangstaufen, Friedhofsstreitigkeiten

ten und sozialen Ausgrenzungen. Auch meine Ur-Urgroßmutter saß als Kind im Gefängnis, weil ihre Mutter zu den Baptisten konvertierte. Sicher ist, dass die Repressionen ein hohes Maß an Identität und Kohäsionsbewusstsein in den neu entstehenden Gemeinden hervorriefen.

Daher galt es lange Zeit als ausgemacht, dass „Gemeindekinder“ ein unbequemes Erbe anzutreten hätten, was auch zu einer Art „Nachwuchskirche“ führte, die sonst nur anderen unterstellt wurde. Innergemeindlich wurde das Paradigma der Kontrastkirche gepflegt, die sich durch den persönlichen Glauben an Jesus Christus, einen missionarischen Lebensstil und eine verbindliche Gemeinschaft auszeichnete und sich dadurch von den „Namenschristen“ in den Mehrheitskirchen deutlich unterschied. Die regelmäßige Teilnahme an Gottesdiensten und am Gemeindeleben sowie die Beteiligung an deren Finanzierung durch teils hohe Beträge (den Zehnten) waren selbstverständlich. Auch die Konvertiten aus den Mehrheitskirchen übernahmen die Paradigmen der bewussten Entscheidung, des Bruchs mit der eigenen kirchlichen Vergangenheit und der Wendung zu denen, „die mit Ernst Christen sein wollen“ (Martin Luther). Bei Umzügen in eine neue Stadt oder Region suchten Baptisten und Baptistinnen sofort die nächstgelegene Baptistengemeinde auf, um in der Fremde möglichst rasch eine neue (geistliche) Heimat zu finden. Die gemeindlichen Netzwerke in einem überschaubaren Gemeindebund, der auf familiären Strukturen beruhte, funktionierten scheinbar reibungslos nach dem Motto: „Man kennet sich am Liede, am leuchtenden Gesicht“ oder dem vertrauten Spruch der Altvorderen „Wir kennen die Familie“.

Eine große Mehrheit der Mitglieder der Freikirchen würde heute auf die Frage nach ihrer religiösen Selbstverortung antworten: „Ich bin Christ“ oder „Christin“. Und das wäre nicht eine durchaus probate Antwort angesichts der zunehmenden religiösen Indifferenz unserer Gesellschaft, in der die Unterscheidung zwischen den unterschiedlichen Kirchen immer schwerer zu verstehen und zu vermitteln ist? Ich glaube, dass diese Antwort auch dem Selbstverständnis der meisten Freikirchler heute entspricht. Die Konfession¹ spielt keine tragende Rolle mehr für das eigene Profil. Die Zugehörigkeit zu einer Kirche oder Freikirche wird nicht mehr durch die biografisch vorgegebene konfessionelle Herkunft bestimmt, sondern durch die bewusste Wahl nach optionalen Kriterien, wobei die Gestaltung der Gottesdienste, die Klangfarbe der Musik, die Angebote zur Kinderbetreuung oder zur altersgerechten Gruppenzugehörigkeit sowie logistische Fragen

¹ Angesichts einer kongregationalistischen Freikirche ist es nicht unproblematisch von Konfession zu sprechen, da sie ihre Glaubenslehre nicht auf allgemein verbindliche Bekenntnisschriften bezieht. Allein die Heilige Schrift galt und gilt als verbindliche Norm. Deshalb ist es sachlich geboten eher von Denominationen zu sprechen. Veröffentlichte Bekenntnisse sind nur „Verlautbarungen auf Zeit“ und meistens zur öffentlichen Darlegung und Selbstvergewisserung der eigenen Glaubenslehre anzusehen, die durch bessere Erkenntnis revozierbar und modifizierbar sind. Um der Verständlichkeit willen wird jedoch im Folgenden der Begriff „Konfession“ verwendet.

(etwa Parkmöglichkeiten) und die Nähe zum Wohnort eine erhebliche Bedeutung gewonnen haben. Wie gerne haben sich Freikirchler hinter dem snobistischen Motto verschanzt, Gott habe keine Enkelkinder, das bewusst gegen die „automatisch“ nachwachsende Klientel der Mehrheitskirchen gerichtet war, die sich durch oft unterschiedsloses Taufen von Säuglingen ihre gesellschaftliche Dominanz erhielt! Nun entscheiden sich sukzessiv immer mehr Mitglieder von Freikirchen für eine persönliche Freiheit bei der Wahl der Kirchenmitgliedschaft. Mitgliedern von Freikirchen steht dabei das breite Spektrum der traditionellen Freikirchen offen, aber auch die vielen neu entstehenden Gemeindegründungen mit oft pentekostaler Ausrichtung oder der Eintritt in evangelisch-landeskirchliche Kirchengemeinden oder in die römisch-katholischen Kirche, wenn eine lebendige Ortskirche ihre Türen öffnet und attraktiv genug erscheint.

Die Gründe für diese Erosion des konfessionellen Bewusstseins sind vielfältig. Auf der einen Seite führte die positive Einbindung in die ökumenische Bewegung seit 1945 dazu, dass ein wachsendes Bewusstsein für die durch Jesus Christus vorgegebene Einheit der Kirche und die Anerkennung der weltweiten Christenheit und ihrer Glaubenstraditionen heranreifte. Das Paradigma der Kontrastkirche wurde zugunsten des Respekts vor der Glaubensgeschichte der *einen* Kirche Jesu Christi korrigiert, deren symbolische Merkmale als kontingent und nicht mehr als phänomenologisch zwingend verstanden werden. Damit schliffen sich in Lehre, Verkündigung und Lebensgestaltung die Abgrenzungen zu anderen Kirchen als Identitätsmarker ab. Manchmal ging es jedoch nicht um die hehren theologischen Ziele der Ökumene, sondern um eine Differenz zur aufgeladenen Frömmigkeit und rigorosen Ethik der Eltern- und Großelterngeneration, denen sich ein offeneres und liberaleres Verständnis freikirchlicher Identität entgegenstellt.

Ein weiterer Faktor ist eine dezidierte Geschichtsvergessenheit, wie ich sie in vielen Gemeinden des Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden (BEFG) wahrnehme. Auch in anderen Freikirchen beobachte ich eher ein Interesse an gegenwärtigen kontextuellen Verwirklichungen einer „Gemeinschaft am Evangelium“ (Phil 1, 5) als an der Suche nach historisch-konfessionellen Kontinuitäten.

Mit dem gering entwickelten Geschichtsbewusstsein korreliert das Fehlen einer Memorial- oder Gedenkkultur, solange der biografische Kontext davon unberührt ist. Bei der Frage nach den sichernden Instanzen für die konfessionelle Identität bleibt im Grunde nur der Verweis auf das verbindliche Gemeindeleben, das auf dem persönlichen Glauben der Einzelnen beruht, sowie die persönliche Praxis Pietatis als eine Form transgenerationaler Weitergabe. Die geistliche Prägung durch die Familie, aber auch die kontinuierliche Einbindung in eine verpflichtende Gemeinschaft waren lange Zeit konstitutiv und führten zu einer stabilen Kontinuität der Grundüberzeugungen sowie der kirchlichen Praxis der Baptisten und anderer Freikirchen. In der postmodernen Gegenwart, die durch Individualisierung

und religiöse Indifferenz sowie durch berufsbedingte Mobilität geprägt ist, sind diese Faktoren einer konfessionellen Beheimatung jedoch weniger einseitig oder relevant. Dies äußert sich in einer schwindenden Bibelkompetenz, einem adaptieren Pluralismus in der Lebensführung (Ethik), einer zunehmende Unverbindlichkeit bei der Mitgestaltung des Gemeindelebens und der Ausbildung einer distanzierteren Kirchlichkeit.

Darüber hinaus sei daran erinnert, dass das für den deutschen Baptismus grundlegende kongregationalistische Kirchenverständnis, das jeder selbstständigen Ortsgemeinde alle erforderliche theologische und kirchenorganisatorische Kompetenz zugesteht, durch Prozesse der Pluralisierung und inneren Dissoziation besonders herausgefordert ist. Der baptistisch dominierte Gemeindebund des BEFG bildet im Blick auf seine Vielgestaltigkeit einen flexiblen konfessionellen Referenzrahmen, der ganz unterschiedliche Ausdrucksformen, Praktiken und Interpretationen des Christentums aus sich heraussetzt oder integriert. Ganz zu schweigen von den vielen neuen Lebensmodellen und -entwürfen, den fluiden Identitätskonstruktionen und den gravierenden Einflüssen der Globalisierung und der Digitalisierung in postmodernen Gesellschaften.

Alle christlichen Kirchen in Deutschland müssen sich daher mit Bedeutungsverlust der konfessionellen Beheimatung auseinandersetzen. Unzählige Tagungen und Publikationen waren in den vergangenen Jahren mit dieser Thematik verbunden.

Auch die GFTP hat sich in Kooperation mit dem Kollegium der Theologischen Hochschule in Ewersbach dieser aktuellen Fragen angenommen. Das Symposium „*Hauptsache der Sound stimmt*“ – *Gemeinde im Spannungsfeld von Attraktivität und Konfessionalität* fand vom 9. bis 11. November 2018 auf dem Campus der Theologischen Hochschule des Bundes der Freien evangelischen Gemeinden in Ewersbach statt. An dieser Stelle sei den Verantwortlichen, allen voran Markus Iff, noch einmal herzlich für die überwältigende Gastfreundschaft und die professionelle Organisation gedankt! Ausgehend von empirischen Forschungen zur konfessionellen Bindung in Landeskirchen und Freikirchen präsentierten die Vortragenden unterschiedliche Facetten der Fragestellung nach der Bedeutung einer konfessionellen Identität in der „Kirche von morgen“. Dabei spielten die Analyse gesellschaftlicher Trends und ihre Konsequenzen für die Gemeindearbeit insbesondere für die nachwachsenden Generationen eine wichtige Rolle. Auch die Pluralisierung der gottesdienstlichen Gestaltung und die zunehmende Bedeutung des musikalischen Profils und einer Event-Orientierung wurden thematisiert. Studierende der drei freikirchlichen theologischen Hochschulen (Reutlingen, Ewersbach, Elstal), die die GFTP durch dieses Symposium besonders ansprechen wollte, positionierten sich durchaus provokativ zur Vision einer Kirche für morgen und forderten zu einer intensiven Diskussion heraus. Die spannenden Beiträge sind in dieser Ausgabe der ZThG abgedruckt, die ich gerne zur Lektüre empfehle.

Die anderen Beiträge stehen für unser Grundanliegen, ein weites Spektrum theologischer Fragestellungen aus allen Disziplinen der Theologie aufzugreifen und in die Öffentlichkeit zu bringen. Den Beginn setzt *Thomas Nisslmüller*, der sich in seinem facettenreichen Essay Gedanken zur Prozesshaftigkeit der Wahrheitsfindung im Theologisieren und in der Predigt macht, die mit visuellen und emotionalen Komponenten verbunden ist. Damit verknüpft er unkonventionelle Aufgabenbeschreibungen für die Theologie, die zur Debatte einladen.

Gibt es im Alten Testament, das von einem theonom gesteuerten Geschichtsverständnis geprägt ist, überhaupt die Kategorie des Zufalls, oder ist der Zufall ein Korrelat zur Aufklärung mit ihrem empirisch ausgerichteten Weltbild? Diesen Fragen gehen *Christian Kuß* und *Dirk Sager* im Gespräch mit der klassischen Providenzlehre und Erkenntnissen der neueren Exegese in ihrem gemeinsam verfassten Beitrag nach.

Der christlich-jüdische Dialog blickt in Deutschland seit 1945 auf eine wechselvolle Geschichte zurück, in deren Anfänge *Kim Strübind* mit seinem Beitrag einführt. Müsste es angesichts eines neu erstarkenden Antisemitismus in der Öffentlichkeit, der sich aus verschiedenen politischen und ideologischen Wurzeln speist, nicht eine neue Intensivierung des Dialogs geben, der aufgrund unserer Geschichte die unaufgebbare Solidarität mit dem Judentum umfasst? Das gilt meiner Meinung nach auch dann, wenn die Auseinandersetzung mit dem Islam mit größerer öffentlicher Dringlichkeit auf der Agenda steht.

Den neutestamentlichen Terminus „Menschenfischer“ unterzieht *Ulrich Wendel* einer kritischen Analyse, die vor allem gegenwärtige Zuschreibungen im missionarischen Kontext dekonstruiert und durch exegetische Beobachtungen neue Impulse aus dieser traditionellen Bezeichnung gewinnt.

Zum 100. Geburtstag des Theologen Walter Rauschenbusch, der zurecht als Vater der Social Gospel Bewegung in den USA (und darüber hinaus) gilt, hat *Bill Brackney* als renommierter nordamerikanischer Kirchenhistoriker einen wertvollen Beitrag zu dessen Bedeutung und Rezeptionsgeschichte verfasst, den wir in deutscher Übersetzung veröffentlichen. Damit ist auch ein herzlicher Dank an Dorothee Dziewas verbunden, die den Beitrag auf so gelungene Weise übersetzte.

Erich Geldbach widmet sich einer Analyse der frommen Wählerschaft Donald Trumps in den USA, die für das freikirchliche bzw. evangelikale Selbstverständnis große Fragen aufwirft.

Thomas Niedballa geht einer im Blick auf die Entwicklungen im freikirchlichen Bereich sehr brisanten Fragestellung nach, die das Thema unseres Symposions in Ewersbach weiterführt, wenn er in seinem Beitrag den Konturen der mit Lobpreis (Anbetungslieder) verbundenen Spiritualität nachspürt und sie einer kritischen und zugleich empathischen Analyse unter Einbeziehung des theologischen Begriffspotenzials von Erfahrung unterzieht.

In der Rubrik „Dokumentation“ wird die Broschüre des Vereins „500 Jahre Täuferbewegung 1525–2025“ veröffentlicht, die neben einer Einführung die fünf Themenjahre, die ab 2020 geplant sind, inhaltlich präsentiert.

Wie immer folgt eine Reihe von Predigten, die teils besondere Ereignisse – wie das Reformationsjubiläum – kontextuell aufgreifen. *Thomas Nisslmüller* setzt mit seiner Glosse „Gott als Trainer“ diesmal den Schlusspunkt, der aber eher als ein Doppelpunkt für eigenes kreatives Nachdenken verstanden sein will.

Welche Antworten lassen sich also auf die schwindende Bedeutung konfessioneller Identitäten finden? Die Beiträge dieser Zeitschrift werfen zuerst und zuletzt viele Fragen auf, die damit verbunden sind, wagen aber auch eigene Lösungsperspektiven. Der BEFG sucht seit einigen Jahren Orientierung durch spirituelle Anleihen bei christlichen Kommunitäten unterschiedlicher Provenienz, zu denen auch organisierte Pilgerfahrten angeboten werden. Ein kongregationalistischer Gemeindebund, der bisher vom frommen Aktivismus lebte, sucht nunmehr in der Kontemplation neue Impulse. Vielleicht folgt man hier unbewusst der schönen Prophetie des katholischen Systematikers Karl Rahner: „Der Fromme von morgen wird ein Mystiker sein, einer der etwas erfahren hat, oder er wird nicht mehr sein.“ Vorsicht ist allerdings geboten, wenn allzu unreflektiert und ohne das Gespräch mit den Grundlagen der eigenen Tradition das unscharfe Sehnsuchtswort „Spiritualität“ bedient wird. Gleiches gilt für die Suche nach Erfolgsrezepten bei sogenannten Mega-Churches wie Willow Creek oder deren aktuelleren Reinkarnationen. Ist eine neue konfessionelle Identität, die sich ihrer ökumenischen Verwiesenheit durchaus bewusst ist, tatsächlich in christlich-missionarischen Initiativen und Bewegungen im In- und Ausland zu suchen, die angesichts einer als krisenhaft empfundenen Gegenwart zur Ausbildung einer transkonfessionellen Frömmigkeitskultur führen?

Impulse für eine zeitgemäße und zugleich traditionsbewusste Erneuerung der konfessionellen Beheimatung könnte das 500jährige Jubiläum der Täuferbewegung bieten. Zur Vorbereitung auf das Jubiläumsjahr 2025 hat sich ein Verein gegründet, der bereits fünf Themenjahre konzipiert hat, die verschiedene „Erbschaften“ der täuferischen Kirchen aufgreifen. In der Beschreibung heißt es dazu: „Gewagt! 500 Jahre Täuferbewegung 1525–2025“ erinnert an die reformatorische Bewegung, in der viele Christen und Christinnen als mündige Menschen gemeinsam und konsequent ein an biblischen Maßstäben ausgerichtetes Leben führen wollten. Ihre Ideale waren die Freiheit des Glaubens und die Gewaltlosigkeit. Sie haben viel gewagt und dafür auch Verfolgung, erzwungene Migrationen und Diskriminierung in Kauf genommen. ‚Gewagt!‘ ruft auf, darüber nachzudenken, was Christsein unter täuferischen Vorzeichen im 21. Jahrhundert bedeutet.“

Die GFTP hat in ihrer letzten Mitgliederversammlung beschlossen, sich die Themenjahre zu Eigen zu machen und die Symposien der kommenden

Jahre ab 2020 daran zu orientieren. Nähere Informationen zu den Planungen finden sich auf der Website (www.täuferbewegung.de). Dort werden auch Möglichkeiten der Mitarbeit und finanziellen Unterstützung vorgestellt. Es geht bei diesem Jubiläum nicht nur um eine historische Spurensuche, sondern um die herausfordernde Frage, ob die täuferische Traditionen auch heute noch wegweisende Impulse für die eigene Verortung des Christseins baptistischer und freikirchlicher Provenienz bietet, die nachhaltig, entwicklungsfähig und zukunftsweisend sind.

Gerne nehme ich die Gelegenheit wahr, zum nächsten Symposium der GFTP, das vom 1–3. November 2019 stattfinden wird, an die Carl-von-Ossietzky-Universität Oldenburg einzuladen. Unter dem Thema „Heimat – zwischen Verwurzelung und Aufbruch“ werden biblisch-exegetische Beiträge zum Begriff der Heimat, praktisch-theologische Ansätze sowie ein Beitrag zur Theologie der Diaspora und zu den Fragen der Globalisierung, Regionalisierung und Lokalisierung von Experten und Expertinnen präsentiert werden. Mit diesem aktuellen Thema greifen wir das vergangene Symposium in Ewersbach auf und führen es im Sinne der religiösen Identitätsfindung in einer gesellschaftlichen Umbruchphase fort, die durch globale Konflikte und beängstigende Zukunftsvisionen geprägt ist.

Zum Schluss möchte ich einen unkonventionellen täuferischen Theologen und Glaubensmigranten zitieren, der alle Unwägbarkeiten und allen Unbill des konfessionellen Zeitalters in seiner Biografie zu durchleiden und zu überwinden hatte. Überraschenderweise lehrte er trotz oder gerade wegen seines unsteten Wanderlebens eine heilige Leichtigkeit, die aus seiner Geborgenheit in Christus erwuchs: „An den Schafen Christi flüchtig erschaut – obwohl sie hüpfen, gehen sie einen geraden Weg, ganz aufrecht.“ (David Joris)

Andrea Strübind

Oldenburg i. O., im April 2019

